Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1927.

Dem Hinkenden ist beim Rückblick auf das Jahr 1926/27 zumute, als wolle ein ganz neuer Abschnitt der Weltgeschichte beginnen. Bisher war die Weltgeschichte mehr oder weniger die Geschichte der europäischen Völker. Zu den europäischen Völkern rechnet der Hinkende natürlich auch die Amerikaner in den Vereinigten Staaten. Denn die sind ja alle aus Europa dorthin gekommen. Drum sind sie auch so gute Vettern der Engländer, mit denen sie nicht bloß die Sprache gemeinsam haben, sondern mit denen sie auch sonst gern „Kippes" machen.

Jetzt aber — mit einemmal — fängt's in der Welt jenseits von Europa und Nordamerika an, gewaltig zu rumoren. Es ist wie bei einem feuerspeienden Berg, der ein paar Jahrhunderte lang sich nicht mehr geregt hat, und von dem die gescheiten Leute sagen, er sei erloschen. Plötzlich fängt er an zu zucken und zu murren, wie ein eingeschlafener Riese, der aufwacht und zu gähnen anhebt, und eh man sich's versieht, fährt ihm der feurige Dampf aus der Nase — wollt sagen aus dem Berggipfel — und die Lava fängt an aus tiefen verborgenen Bergspalten zu quellen und zu fließen, und die armen Leute, die dort wohnen, müssen Hals über Kopf Reißaus nehmen, wenn sie nicht in den Feuerströmen elendiglich verderben wollen. So fängt es jetzt an in Asien zu grollen und zu donnern. Ein unheimlich Erdbeben, vor dem einen schon das Grauen ankommen kann.

Den Hinkenden will bedünken, als ob die europäischen Völker, die Deutschen und die Engländer, die Italiener und die Spanier und die Russen und die Polen und die Tschechen in ihren Krautgärtchen fleißig geschafft hätten bisher und gemeint hätten, „das sei die Welt", dies Fleckchen Erde, das sie da anbauen. Aber siehe da! Da wächst aus der Tiefe zwischen ihren Gärtlein ein Riesenbaum in die Höhe, und sein Schatten fällt über ihre Gemüsebeete, daß die Pflänzlein unter dem schweren Schattenmantel gar nicht mehr gedeihen wollen. Und wie sie erschrocken in die Höhe gucken, die Krautgärtner, da grinst aus dem Baum ein Drachenhaupt heraus: „Eure Zeit ist um, ihr Europäer, jetzt komme ich dran!"

Zu Brüssel sind im Frühjahr 27 eine Menge von schwarzen, braunen und gelben Leuten zusammengekommen und haben gesagt: „Wir sind die Vertreter der unterdrückten Völker! Wir wollen endlich einmal aufmucken gegen die Handvoll Europäer, die uns am Strick führen, wie der Metzger das Kälblein. Wir sind die Vertreter von einer Milliarde von Menschen, und wir verlangen unser Recht!" Das hat dem Hinkenden sehr schwer Kopfweh gemacht. Denn wenn diese „Milliarde" wirklich aufsteht und uns Europäern den Bettel vor die Füße wirft, dann — ist es aus mit uns, reineweg aus.

Freilich — es läuft noch manch Wässerletn den Rhein hinunter, ehe diese „Milliarde" von Menschen wie ein einziger großer Block sich zusammentut und gegen ihren Zwingherrn Europa zu Felde zieht. Wann das einmal sein wird, tut dem Hinkenden gewiß kein Zahn mehr weh. Aber unser Schiller hat nicht umsonst im „Tell" gesagt: „Der kluge Mann baut vor!" Die Völker von Europa täten wahrhaftig allmählich gut, sich zu besinnen: „Was machen wir, wenn wirklich einmal der ganze asiatische Osten losbricht gegen uns?"

Es hat einmal so ausgesehen, als wollten die beiden Nachbarvölker, die sich seit Jahrhunderten in den Haaren liegen, Deutschland und Frankreich, „des langen Haders müde werden" und endlich einen wirklichen Frieden miteinander machen. Das ist im Herbst 26 gewesen.

Am 8. September hat der Völkerbund beschlossen, Deutschland in seine Mitte aufzunehmen und ihm einen „ständigen Ratssitz" zu geben, so daß es im Völkerbundsrat sitzt, ohne sich nach so und so vielen Jahren einer Wiederwahl unterziehen zu müssen. Damit aber Deutschland nicht zu mächtig werde, haben die Franzosen durchgesetzt, daß die sogenannten halbständigen Ratssitze von sechs auf neun vermehrt werden müßten, so daß man es in der Hand hat, jeweils eine Anzahl von Staaten in den Rat zu wählen, die Frankreichs Schleppträger sind. Die Aufnahme Deutschlands ist nun sehr feierlich vom Stapel gegangen. Der Außenminister Stresemann ist selbst nach Genf gefahren und hat ein stattliches Gefolge mitgenommen, und am 10. September zogen die Deutschen zum erstenmal in den Sitzungssaal ein, wo sie von dem Vorsitzenden, dem südslawischen Minister Nintschitsch, begrüßt wurden. Nach den Worten Stresemanns erhob sich der Franzose Briand und schmetterte mit Begeisterung die Worte in den Saal: „Es ist nun zu Ende zwischen Deutschland und Frankreich mit dem blutigen und schmerzlichen Zusammenschießen, es ist zu Ende mit dem Krieg zwischen uns!" Es waren große und schöne Worte. Und der Hinkende glaubt es dem Redner, daß er wirklich aus innerster Ueberzeugung gesprochen hat. Es ist ein Augenblick hoher Begeisterung gewesen — und in solchen Augenblicken kann sogar ein Staatsmann, der sonst mit seinen Worten nur seine Gedanken verbirgt, einmal aus der Ergriffenheit seines Herzens heraus sprechen. Aber schon bei den Wahlen der „nichtständigen Ratssitze" merkte man, daß nicht allein Briand in der Welt zu entscheiden hat, sondern daß noch andere Geister da mitzusprechen haben. Es wurden gewählt auf drei Jahre Polen, Rumänien, Chile. Auf zwei Jahre Holland, China, Kolumbien. Auf ein Jahr Tschechoslowakei, Belgien, San Sal-

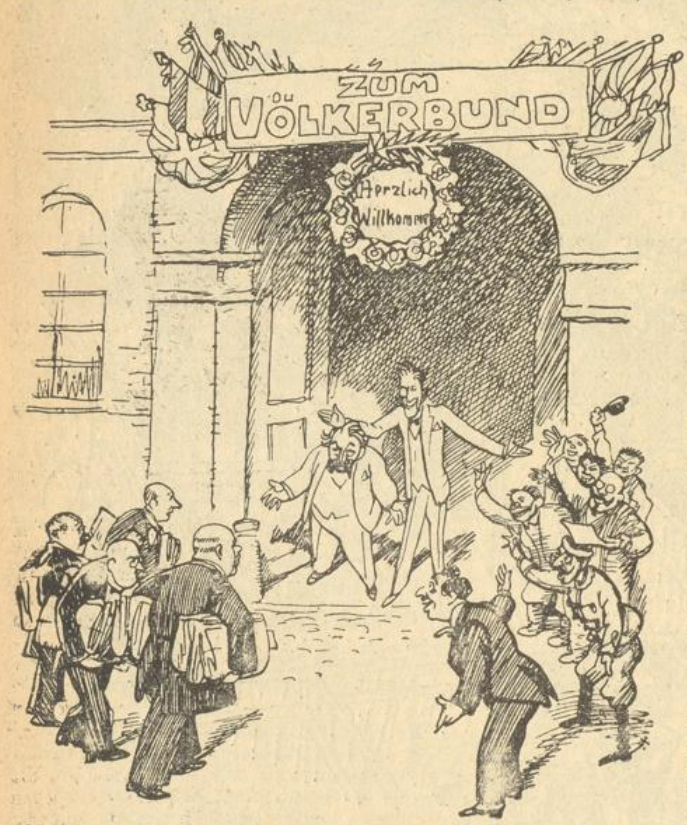
vador. Außerdem wurde Polen als ein sofort wieder wählbares Mitglied bezeichnet. So hat Frankreich von vornherein in Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Belgien vier ganz bombensichere Stimmen! Eine Macht, die Deutschland recht viel zu schaffen machen wird!

Aber die Friedensschalmeien wurden noch lieblicher. Am 17. September zogen sich Briand und Stresemann in ein ganz abgelegenes Städtchen im französischen Jura zurück, nach Thoiry. Niemand von den Zeitungsschreibern, die so gern ihre Nase in alles hineinstecken und darum sehr oft die Dinge verderben, weil sie zu früh drüber in die Welt hinausschreien, erfuhr etwas davon, wohin die beiden „Gewaltigen" gefahren waren. Dort, ganz in der Stille, sprachen sie über die Gegensätze, die immer noch zwischen Frankreich und Deutschland bestehen — und sie kamen zu der Ueberzeugung, daß alle diese Gegensätze überwunden werden könnten. Sie gaben sich die Hand drauf, unermüdlich an dem Werk des Friedens arbeiten zu wollen. Und sie heckten sogleich einen Plan aus, der aller Welt zeigen sollte, wie bald die beiden Völker, die jahrhundertelang Feinde gewesen waren, einander als gute getreue und friedvolle Nachbarn lieben würden: Deutschland sollte Frankreich, dessen Valuta damals sehr verzweifelt stand, mit Geld beispringen — und dafür sollte Frankreich die Besatzung im Rheinland früher — ja möglichst bald! — zurückziehen. Es war ein wunderschöner Augenblick, als die zwei Außenminister sich in den Armen lagen und der

Zwischen den Krautgärtlein der europäischen Völker wächst mit einemmal ein riesiger Baum hervor.

Engel des Weltfriedens die Palme über ihnen schwang. Der Hinkende gesteht redlich, daß ihm damals das Herz unter dem Brusttuch warm geworden ist, und daß ihm so etwas vor den Augen herümgeleuchtet hat wie ein goldener Morgen eines neuen Menschheitstages. Wenn diese Abmachung von Thoiry in Erfüllung gegangen wäre — ja, dann wäre wirklich die Hoffnung über die Welt gekommen, daß endlich, endlich einmal das unselige Europa zu dem Frieden kommen werde, den andere Völker und Erdteile jahrhundertelang haben genießen dürfen!

Aber es ging wie in dem Sprüchlein, das die Mecklenburger haben: „Den Vogel, der des Morgens zu zeitig singt, frißt des Abends die Katz!" Die Hoffnungen waren zu schön gewesen, als daß sie hätten in Erfüllung gehen können. Stresemann hatte ja freilich gleich nach dem „Frühstück von Thoiry" gesagt, man stehe erst am Anfang des Weges, und es werde noch manch schweres Hemmnis zu bezwingen geben, ehe man dahin komme, wohin man strebe. Und auch Briand hatte deutlich genug merken lassen, daß er ganz genau wisse, es werde ihm nicht allzu leicht gemacht werden in Paris, seine Versprechungen zu halten. Aber die Ernüchterung nach all den hochgespannten Erwartungen war doch sehr hart. Es war wie ein Katzenjammer nach einer durchjubelten Nacht. Zuerst hörte man allerhand Stimmen von England und Amerika, die davon sprachen, man solle nicht allzu viel auf diese Karte setzen. Es sei nicht leicht für Deutschland, seine Eisenbahnobligationen für Frankreich zu verpfänden. Amerika sei gar nicht gewillt, das Geld ohne weiteres herzugeben. Und das eigentümlich verkniffene Gesicht, das die Engländer zu all dem gemacht haben, ist nicht sehr verheißungsvoll gewesen. Die haben „auf den Stockzähnen gelacht". Denn ihr Weizen blüht nur so lang, als die beiden feindlichen Nachbarn Michel und Marianne miteinander trutzen. Sobald das feindliche Liebespärchen wirklich ein Liebespärchen wird, ist es mit John Bull Essig. Und wenn John Bull nicht will, will Marianne auch nicht mehr recht. Michel konnte noch so schön seine Lippen zur Walzermelodie spitzen — Marianne blieb spröde und ließ sich nicht zum Tanze führen. Sie horchte viel lieber dem Singsang des Engländers zu. Sie meinte, der könne es doch besser als der Michel.



Die Deutschen unter Führung Stresemanns zogen feierlich in den Sitzungssaal des Völkerbunds ein.

Und die Franzosen hatten schon am 23. Juli einen Hauptstreich gemacht, an dem die ganze Friedensbegeisterung schließlich zuschanden geworden ist: sie hatten den alten Wühler und Deutschenfresser Poincaré wieder zum Ministerpräsidenten gewählt. Der schien ihnen der starke Mann, der allein den in den Dreck gefahrenen Valutakarren wieder aus dem Drecke herausziehen könne. Das hat er auch richtig fertig gebracht. Der Neid muß es ihm lassen: er ist ein Kerl, der was kann! Aber seinen Haß gegen Deutschland hat er mit hineingebracht in seinen Ministerkreis, den er um sich gesammelt hat. Und gegen diesen Haß hat sich Briand mit siebenfachem Erz wappnen müssen — und er hat doch gesiegt, nicht der Briand, sondern der Haß des Poincaré.

So ist gekommen, was hat kommen müssen: als es dran gehen sollte, die „Ideen von Thoiry" in die Wirklichkeit umzusetzen, da haben die Machthaber in der Stadt an der Seine sehr viel Wasser in den Feuerwein ihres Briand gegossen. Der arme Briand ist immer kleinlauter geworden, und so oft der deutsche Minister Stresemann die Arme ausgestreckt hat, um seinen Freund ans Herz zu drücken, ist der Freund rückwärts gewichen. Die Männer von der französischen Armee und die anderen, die „nie etwas vergessen können", wie sie sagen — die „Nationalisten" haben den Briand bei den Rockschößen gepackt und haben ihn weggerissen von dem Freund in Deutschland. Und hinter ihnen ist Poincaré gestanden und hat ihnen seine Haßgedanken ins Ohr geflüstert, daß sie mit doppelter Gewalt drangegangen sind, den allzu „Friedfertigen" in seine Schranken zurückzubringen. Und die Friedens-

engelchen, die über dem „Frühstück von Thoiry" geschwebt haben, sind trauernd und verzweifelt in ihre Rosawolken zurückgekrochen und haben sich in den Himmel verzogen, der dem armen Menschenvolk nur zu fern bleibt!

Eigentlich hätte es sich von selbst verstehen müssen, nachdem Deutschland in den Völkerbund eingetreten war, daß die Truppen der fremden Mächte aus dem Rheinland zurückgezogen werden sollten. Denn was konnte Deutschland noch gefährlich sein, wenn der Völkerbund es vollkommen in seinen Klauen hatte? Aber von einer Räumung der Rheinlande war sehr bald keine Rede mehr. Man deutete in Paris nur noch an, daß man die Zahl der Truppen — verringern wolle. Das hatte man ja schon bei dem Vertrag von Locarno versprochen gehabt, im Jahre vorher. Aber Versprechen und Halten sind zweierlei Dinge. Vor allem, wenn es gegen Deutschland geht. Das hat im Jahr 18 die Waffen weggeworfen. Drum muß es jetzt sich alles gefallen lassen — und man kühlt sein Mütchen gründlich an ihm. Dann aber war noch ein zweiter Punkt strittig, der gar nicht strittig hätte sein dürfen. Man hatte Deutschland zugesagt, daß die Militärkommission, die immer noch in Deutschland saß, um alle Kasernen und alle Werkstätten und alle Fabriken zu durchschnüffeln, zurückgezogen werden sollte. Als es dran ging, diese Zusage auszuführen, machten Franzosen und Engländer auf einmal wieder „Männle". Die Engländer zogen die Augenbrauen hoch wegen der Fabrikate, die Deutschland herstelle und die als Kriegsmaterial von Deutschland ins Ausland geliefert werden. Der Engländer hätte nämlich dies Geschäft gern allein gemacht, und darum wollte er den unbequemen deutschen Handelskonkurrenten bei dieser Gelegenheit lahm legen. Sogar die Ausfuhr von Ferngläsern wollte er den Deutschen verbieten. Das ist selbst den Franzosen zu rund gewesen. Sie haben den Engländern auf den Kopf zugesagt, das sei nichts als schmutziger Handelsneid. Aber die Franzosen waren noch weniger zufrieden. Sie sagten: „Wer gibt uns dann eine Bürgschaft dafür, daß Deutschland nicht doch wieder heimlich zum Kriege rüstet?" Locarno und Thoiry genügte den Herrschaften nicht. Sie haben keine Ruhe, wenn nicht Deutschland vollkommen ohnmächtig am Boden liegt und sie ihr Schindluder mit ihm treiben können. Also wer tritt an die Stelle der alten Schnüffelkommission? Und um zu zeigen, wie gefährlich die Deutschen seien, bauschte man eine ganz armselige Geschichte aufs Ungeheuerliche auf. Im Osten war die Festung Königsberg mit einigen Forts und Betonunterständen versehen worden. Man muß doch auf einen Angriff seitens der Polen gefaßt und gerüstet sein. Aber die Franzosen schrien: Ja, das sei nicht zur Verteidigung, sondern zum Angriff! Und die Unterstände müßten weg, sonst gebe es keinen Frieden! Und die Schnüffelkommission müsse bleiben!

Schließlich hat man sich dahin geeinigt, daß man die Kontrolle — wie es längst vorher beschlossen war — dem Völkerbund übertrug, der eine sogenannte „Investigationskommission" einrichten solle. Das heißt: eine Kommission, die allemal dann in Tätigkeit treten müsse, wenn gegen Deutschland gewichtige und begründete Anklagen darüber einlaufen würden, daß es die Bestimmungen des Versailler Vertrags nicht halte! So kann jeder Schubbjack in Deutschland an den Völkerbund Anzeigen richten über

„In den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und vor Freude!"

Verletzungen des Versailler Vertrags — und dann kommt die neue Schnüffelkommission und steckt wieder ihre Nase in die deutschen Fabriken, Lagerräume, Polizeistationen und Nachtwächterstuben. Freilich — erst muß der Völkerbund zu diesem besagten Schnüffeln seine Erlaubnis geben. Aber Frankreich wird schon dafür sorgen, daß diese Erlaubnis gegeben wird. Darein müssen wir uns eben fügen, so gut wie in den „Wunsch" der Mächte, daß die Unterstände bei Königsberg zerstört werden mußten. Man hatte gut sagen auf deutscher Seite: „Wir brauchen die Unterstände — sonst sind wir ganz wehrlos gegen Polen." — „Weg müssen sie," schrien die andern. Und weg sind sie gekommen. Daraufhin hat wirklich die glorreiche Kontrollkommission am 31. Januar aufgehört zu existieren. Was in Zukunft kommen wird, müssen wir abwarten. Jedenfalls vom „Geist von Thoiry" hat man in all den Verhandlungen nicht mehr viel gespürt.

Wie hart die fremde Besatzung auf der deutschen Bevölkerung lastete, bewies ein Fall, der in Germersheim sich zutrug, genau in derselben Zeit, in der in Genf und Thoiry die Friedenslieder gesungen wurden: In der Nacht vom 26. auf den 27. September schoß der französische Unterleutnant Rouzier vom Artillerie-Regiment 311 in Germersheim einen Bürger tot und ver-

wundete zwei andere schwer. Die Leute hatten ihm gar nichts zuleid getan. Er behauptete, sie hätten ihn angreifen wollen — und er habe aus Notwehr gehandelt. Es war erwiesen, daß niemand gegen ihn vorgegangen war. Trotzdem wurden die Angegriffenen, auch einer der Schwerverwundeten, namens Matthes, von den Franzosen in Untersuchungshaft genommen — und das Kriegsgericht, das in Landau am 17. Dezember die Sache verhandelte, brachte es fertig, den Leutnant Rouzier freizusprechen und die verwundeten Deutschen zu zwei Monaten bis zu zwei Jahren Gefängnis zu verurteilen. Wenn der Hinkende auch weiß, daß keine Krähe der anderen ein Auge aushackt, so muß er doch sagen: Das war zu viel. Ein Peitschenhieb in das Gesicht Deutschlands von dem Sieger, der weiß, er kann sich alles erlauben! Kein Wunder, daß darob in ganz Deutschland ein Schrei des Entsetzens sich erhob. Zwar hat die französische Regierung am Weihnachtsabend die Verurteilten begnadigt. Aber das Recht war gebrochen — und bleibt gebrochen. Das alte Wort wurde wieder in

So oft Stresemann seinem Freund Briand die Arme entgegengestreckt hat, haben die französischen Nationalisten den Briand an den Rockschößen rückwärts gerissen.

seiner Wahrheit erkannt: Der Besiegte hat immer unrecht. Es ist, wie es im „Faust" heißt:

> Das alte Wort, das Wort erschallt:
> gehorche willig der Gewalt!
> Und bist du kühn und hälst du Stich,
> so wage Haus und Hof und — dich!

Wenn man mit nüchternem Auge gesehen hat, wie die Machthaber in Frankreich steifnackig dabei geblieben sind: „Deutschland muß drunten gehalten werden — das ist unsere ganze Weisheit vom Weltfrieden," dem hat es weiter kein groß Wunder gedünkt, daß auf den verschiedenen späteren Genfer Konferenzen so gut wie nichts geschehen ist, um ein freundlicheres Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich zustande zu bringen. Im März war der Völkerbund wieder beieinander. Die Deutschen haben gemeint, jetzt müsse über die Räumung der Rheinlande geredet werden. Aber

> „über allen Wipfeln war Ruh,
> in allen Zweigen hörtest du
> keinen Hauch — !"

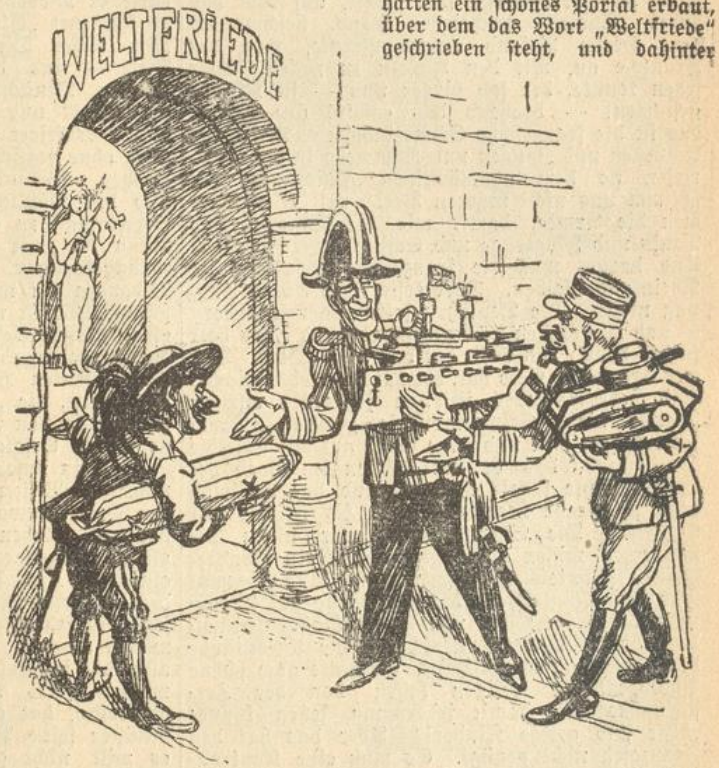
Die armen Saarleute hatten den sehnlichsten Wunsch, daß die Abstimmung über die Zugehörigkeit zu Frankreich oder zum Deutschen Reich bald einmal vorgenommen werden möchte. Denn ihre Industrie geht so langsam zum Teufel. Sie müssen mit dem miserablen französischen Franken rechnen, bezahlen und sich bezahlen lassen. Da ist kein Wunder, daß die Geschäfte flauer und flauer werden. Sie wissen längst, daß sie an Deutschland gebunden sind und ohne Deutschland zugrunde gehen müssen. Aber was fragen die Franzosen danach? Sie wollen das Saarland beherrschen — und wenn sie über lauter Ruinen herrschen! Nur eines haben die Saarleute erreicht: die französische Besatzung, die ganz gegen den Vertrag von Versailles im Saarland war, muß weg. Aber — die Freude der Saarländer war eine sehr gemischte. Denn kaum hatten die Franzosen in den sauren Apfel gebissen, als sie verlangten: „Ja, es müssen 800 Mann Franzosen als Bahnschutz im Saargebiet sein!" Und der Völkerbund, der zu allem ja sagt, was der Franzose will, hat die Forderung Frankreichs angenommen. Es macht aber wahrhaftig nicht viel aus, ob man die französischen Truppen „Besatzung" heißt oder „Bahnschutz". Sie sind halt im Land und haben ihre Faust auf dem Land. Nur ein paar hundert Mann weniger werden es in Zukunft sein. Das war ein mageres Ergebnis dieser Genfer Konferenz.

Ebenso ist es mit einer anderen Angelegenheit gegangen, die schon seit dem Kriegsende in Europa herumspukt: mit der Forderung der „allgemeinen Abrüstung". Der Hinkende sagt nicht umsonst, daß sie in Europa „herumspuke". Denn sie ist nichts weiter als ein Gespenst, ohne Fleisch und Bein. Und sie wird auch nie Fleisch und Bein annehmen. Die Sache liegt so: Als man im Vertrag von Versailles die Deutschen zwang, auf ein Volksheer zu verzichten und ein Söldnerheer einzuführen, hat man den Mund

gewaltig voll genommen und gesagt, das sei nur der Anfang. Wenn Deutschland abgerüstet habe, dann müßten auch die anderen Staaten abrüsten. Nur soviel Militär dürfe jedes Volk behalten, als es unbedingt brauche zu seiner Sicherheit und dazu, daß es seine Verpflichtungen gegenüber den anderen Völkern erfüllen könne. Das große Getöne war aber schon längst verstummt. Niemand wollte mehr davon viel wissen. Aber — nun war Deutschland in den Völkerbund eingetreten. Darum mußte man wenigstens so tun, als ob man wirklich abrüsten wolle. Die Politiker sagen: „Man muß immer das Gesicht wahren!" Und so haben die Großmächte „das Gesicht gewahrt" und nach Ostern in Genf eine mächtige Abrüstungskommission zusammengerufen, bei der als Vertreter von Deutschland der Graf Bernstorff zugegen gewesen ist. Was dabei herauskommen werde, konnte sich jeder Einsichtige schon von vornherein an seinen fünf Fingern abzählen. Denn wie stand die Sache? Frankreich, Belgien, Tschechoslowakei, Rumänien und Polen haben insgesamt eine Friedensarmee von einer Million dreihunderttausend Mann. Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien haben zusammen ganze einhundertsiebenundachtzig tausend Mann. Und wenn man erst nach dem Kriegsmaterial schauen wollte, den Flugzeugen, Tanks, U-Booten, schweren Geschützen, die unsere ehemaligen Feinde besitzen und damit unsere paar armseligen Apparate, die Kanönlein und Fliegkisten vergliche — dann müßte einen schon ein Lachen ankommen! Ein Lachen des Grimms und der Verzweiflung! Damit war aber Frankreich noch gar nicht zufrieden, daß es mit einer siebenfachen Drachenhaut gepanzert ist, während wir nur einen Stecken in der Hand haben! Sondern es hat ein Gesetz gemacht, wonach das ganze Volk für die nationale Verteidigung eingespannt wird. Vom 16. Jahr an ist die männliche Jugend gezwungen, sich für den Militärdienst drillen zu lassen. Die Schüler der Höheren Lehranstalten werden zu Unteroffizieren und Offizieren ausgebildet. 240 Unterrichtsstunden im letzten Schuljahr werden dem Soldatenwesen gewidmet. 12 Uebungstage müssen im Gelände zugebracht werden. 300 Offiziere und 5000 Unteroffiziere sind in der Jugendausbildung tätig. Auch die Frauen sind in den militärischen Apparat einbezogen. Sie haben ihre bestimmte Tätigkeit im Mobilmachungsfall zu erfüllen. Die Fabriken müssen ganz in den Dienst des Volkes treten, wenn es „losgeht". Kriegsgewinne und Kriegsgewinnler soll es nicht mehr geben. Das ganze Volk in Waffen: das ist das Gesicht Frankreichs.

Und da geht man nach Genf und redet von Abrüstung! Es wäre wirklich zum Lachen, wenn es nicht in Wahrheit zum Heulen wäre. Armes Europa! Und England? Es hat neue Kriegsschiffe bauen lassen! Von solch großem Ausmaß, daß sie z. B. nicht mehr durch den Panamakanal hindurch gehen würden. Und wie Amerika das gehört hat, hat es gesagt: „Bleibt nichts anderes übrig, das müssen wir nachmachen!" Und wenn die Schiffe nicht mehr durch den Panamakanal durchgehen, so muß eben ein neuer Kanal gegraben werden. Und wenn das Milliarden und Uebermilliarden kostet — gemacht werden muß es. Das ist der Anfang der „Abrüstung" der Siegermächte . . .

Nun so saßen sie halt in Genf zusammen. Sie hatten ein schönes Portal erbaut, über dem das Wort „Weltfriede" geschrieben steht, und dahinter



Vor dem Weltfriedens-Portal sind die Großmächte gestanden und haben sich gegenseitig bekomplimentiert: „Bitte, nach Ihnen."

stand der Engel mit dem Palmenzweige, um sie willkommen zu heißen. Aber da hatte jeder seine Armee hinter sich. Und so standen sie vor dem Friedensportal und bekomplimentierten sich wacker: „Bitte, nach Ihnen!" Und weil keiner vorangegangen ist — aus lauter Höflichkeit natürlich! — darum ist auch keiner hineingegangen. Und der Engel mit der Palme wartet heute noch, daß sie kommen. Er kann warten — bis zum jüngsten Tage. Zwar hat man beschlossen, daß man im Herbst noch einmal zusammenkommen wolle und weiter beraten. Aber der geneigte Leser braucht kein großer Prophet zu sein, um das Ergebnis dieser weiteren Beratung schon

heute zu verkündigen. Nur Deutschland bleibt, wo es ist und was es ist: der arme Schächer, an Händen und Füßen gekettet!

Endlich ist im Juni noch einmal der Völkerbund zusammengekommen in Genf. Als Herr Stresemann sich aufmachte, um mit seinem einstigen Freund Briand zusammenzutreffen, war er sehr bescheiden geworden. Er wollte nicht mehr reden von der Räumung der Rheinlande, sondern nur noch von der Beschränkung der Besatzung. Es wäre ja dem armen Volk in den Rheinlanden von Herzen zu gönnen, daß es sich in seinen engen Wohnungen etwas mehr regen könnte! Und daß man nicht mehr bei jedem Schritt und Tritt einen französischen Offizier mit seiner Reitpeitsche zu sehen bekäme. Aber wie Stresemann sein Blatt, auf dem das Wort „Thoiry" geschrieben stand, beschwörend dem Herrn Briand entgegenstreckte, fing der Franzose an, mit den Achseln zu zucken. Wer sehen konnte, der sah hinter ihm — in Riesengestalten! — drohend das comité des forges, das ist die französische Schwerindustrie. Mit ihren Amboßen und Zangen und Hämmern in der Hand riefen sie dem ohnmächtigen „Mächtigen" zu: „Nimm uns nicht unseren Verdienst! Wir brauchen die Armee, damit wir ihr Kanonen und Tanks und Flugzeuge und Schiffe liefern können! Und darum muß die französische Besatzung im Rheinland bleiben. Dort kostet ihre Unterbringung nichts. Die Deutschen sollen sie nur füttern — und wir wollen sie bewaffnen!" So ist es halt in der Welt: das Geld hat das letzte Wort. Und wer das meiste Geld hat, der hat die meiste Macht! Und Herr Poincaré ist von jeher ein eifriger Freund dieser Schwerindustrie gewesen. Drum speit er sein Gift und seine Galle auf das unselige Deutschland, das er am liebsten im Grab der Weltgeschichte sähe! Herr Briand hat natürlich nicht so gerade heraus gesagt: „Es ist aus mit Thoiry!" Die Staatsmänner, vor allem die Franzosen, wissen allen ihren Taten ein wunderschönes Mäntelchen umzuhängen. Und diesmal war das Mäntelchen: die Zerstörung der Betonunterstände im Osten von Deutschland. Deutschland hatte „Ordre pariert" und die Unterstände brav gehorsam weggeschafft. Es hatte auch schöne Photographien fertigen lassen von der Zerstörungsarbeit, damit jedermann sehen könne: „Wir sind artige Kinder!" Aber das hat den Franzosen nicht genügt. Es muß eine Kontrollkommission von Franzosen, Engländern, Italienern und Japanern hin, um alles richtig in Augenschein zu nehmen. Das ging den Deutschen gegen den Strich. Sie haben gefaucht wie die Katzen, die man verkehrt über den Buckel streicht. „Was? Das ist ja die alte, endlich gestorbene Kontrollkommission in neuer Aufmachung! Das geht gegen allen Vertrag und gegen alle Ordnung?" Hilft nichts! Man muß doch einen Grund haben, dafür, daß man mit Deutschland nicht in Frieden sein könne — und flugs gab es einen Riesenstreit über die „Ostbefestigungen", der noch nicht zu Ende gekämpft ist. Schließlich — was wird das Ende sein? Der Hinkende deckt sein Gesicht mit beiden Händen zu — und schweigt. Dann haben die Franzosen noch einen Trumpf gegen Deutschland ins Feld geführt. In Berlin hat der Verein „Stahlhelm", der eine straffe vaterländische Gesinnung pflegt, eine große Zusammenkunft gehabt. Es seien über Hunderttausend dort zusammengekommen, hat es geheißen. Die deutsche Regierung hat sich bei der Zusammenkunft nicht beteiligt. Sogar der greise Präsident Hindenburg ist während der Stahlhelmtage von Berlin nach Oldenburg verreist. Tut nichts! Man hat an der Seine einen Riesenlärm geschlagen: „Da seht die Deutschen! Das ist ihre Friedensgesinnung!" Damals hat der Hinkende an das Wort aus der „Maria Stuart" gedacht: „Graf, dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen!" und hat hinzugefügt: „Poincaré, dieser Stahlhelmtag hat euch sehr gelegen getagt!" Wie mag der Fuchs in Paris gelacht haben! Jetzt hatte er wieder einen Grund und brauchte nicht zu schreien: „Ein Königreich für einen Grund!" Mit solchen Dingen macht man Politik in der Welt — und die Völker glauben dann allen Ernstes, Deutschland habe noch nicht „moralisch abgerüstet" und müsse auch fernerhin mit der Knute traktiert werden. Und so ist Genf dann ganz ohne jegliches Ergebnis für Deutschland geblieben. Briand ist sogar sehr krank geworden und hat plötzlich abreisen müssen, ehe er mit Stresemann zu Ende geredet hatte, und Stresemann ist „mit abgesägten Hosen" nach Berlin zurückgekommen. Der Hinkende hat sein ehrliches Bedauern mit ihm und streckt ihm die Hand entgegen: „Es ist noch nie das Schlimmste gewesen, einen großen Gedanken gehabt und für diesen Gedanken gelitten zu haben!" Der Hinkende zieht darum seinen Hut vor Stresemann und meint: Die Leute, die „dennoch" sagen können, sind die wahren Helden in der Weltgeschichte, selbst wenn sie keinen Erfolg haben!

Auch in unserem Verhältnis zu Polen ist es nicht zum Besten gegangen. Die Polen haben in den Gemeindewahlen in Oberschlesien im November 1926 erleben müssen, daß die deutschen Listen einen glänzenden Sieg erfochten haben. Da ist ein arger Zorn über sie gekommen, und sie haben den Deutschen die Hölle heiß gemacht. Viele, auch sehr angesehene Deutsche, sind aus Polen ausgewiesen worden. Man hat schließlich erklärt, daß alle, die in Polen kein Wohnrecht besäßen, fort müßten. Als die deutsche Regierung dagegen aufmuckte, hat allerdings der polnische Außenminister seine Pflöcke etwas zurückgesteckt. Aber es will nicht gelingen, mit dem heißblütigen Völkchen auf einen guten Fuß zu kommen. Man drückt seit Jahren an der Schaffung eines Handelsvertrages mit Polen herum — aber bis zur Stunde ist er noch nicht zustande gekommen. Ein anderes Stücklein haben sich die Polen in Oberschlesien noch geleistet. Im Frühjahr 26 haben sich zu den deutschen Minderheitsschulen etwa 8000 Kinder angemeldet. Das ist den Polen in die Krone gefahren, und sie haben bei etwa 7800 Kindern gesagt, die seien nicht Kinder von deutschen Familien, müßten also in die polnischen Schulen gehen. Spiritus, merkst du was über die Vortrefflichkeit der polnischen und der deutschen Schulen, wenn die Polen ihre Kinder in die deutschen Schulen schicken? Nach dem Gesetz dürfen aber die Eltern oder Erziehungsberechtigten ihre Kinder in die Schulen schicken, die sie für die ge-

eignetsten halten. Und so ist es zum Kampf gekommen. Der Schweizer Präsident Calonder, der als Schiedsrichter angerufen wurde, stellte sich auf seiten der Eltern. Aber die Polen erkannten seinen Spruch nicht an, sondern appellierten an den Völkerbund, bei dem Frankreich sich natürlich auf die Seite des polnischen Verbündeten gestellt hat. So geht die ärgerliche Streiterei immer noch weiter!

Der Handelsvertrag mit den Franzosen ist auch noch nicht endgültig unter Dach und Fach. Das sogenannte „Handelsprovisorium", das am 30. Juni 27 abgelaufen ist, will man zwar erneuern, aber bis zum Schließen eines dauernden Vertrags hat es noch gute Wege. Die Franzosen wollen, daß wir ihnen ihren Wein abnehmen — und die deutschen Winzer erklären, dann gingen sie zugrunde. Die Franzosen wollen den Deutschen die Einfuhr von Maschinen erlauben und meinen, die deutsche Industrie müsse darob froh sein und die deutschen Winzer begütigen. Es ist eine heikle Sache — und der Hinkende ist froh, daß er da nicht die Entscheidung zu treffen hat. Er ist freilich der Meinung, daß die Zollschranken so gut wie die Paßschranken einer vergangenen Zeit angehören sollten, und daß die Völker von Europa am gescheitesten täten, sich zu einer großen Vereinigung im Handel zusammenzuschließen. Dann ginge es ihnen allen gleich gut — oder je nachdem — gleich schlecht. Die Handelsstreitereien und Handelskriege sind ein böser Luxus, den sich das verarmte Europa nicht mehr leisten sollte. Aber alle seufzen, keiner schneidet die alten Zöpfe ab!

Der geneigte Leser hat im stillen gewiß schon gedacht: Hinkender, warum sagst du so wenig von England? Halt! Das ist ein Kapitel ganz für sich. Das hängt mit der großen Weltpolitik zusammen. Der Engländer hat den Deutschen gegenüber wieder dieselbe Rolle gespielt, die er seit Jahren zu spielen pflegt: Deutschland ist das Pfand gewesen, das er benützt hat, um bei Frankreich seine politischen Ziele zu erreichen. Und er hat diesmal ein sehr hohes Spiel spielen müssen. Denn ihm haben verschiedene Dinge auf die Hand gebrannt. So daß er in einer nicht sehr gemütlichen Haut gesteckt ist. Vor allem hat er seine Augen nach dem fernen Osten richten müssen. Denn — das ist, wie der Hinkende eingangs gesagt hat, das große Neue in der Weltgeschichte — das Riesenreich China ist aufgewacht. Die Chinesen haben es satt bekommen, sich von den Europäern auf der Nase herumtanzen zu lassen. Sie sind aufgestanden und haben gesagt: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren! China den Chinesen!" Denn es ist ihnen von den Fremden übel mitgespielt worden.

Die Fremden hatten sich zum Beispiel das Recht angemaßt, nur von ihren eigenen Staatsgenossen vor Gericht gezogen zu werden und von Richtern ihres eigenen Landes sich verurteilen zu lassen. Man nennt dies Recht das Recht der Exterritorialität. Die Chinesen sagten mit Recht: Damit werden wir Chinesen in unserem eigenen Land ein Volk minderen Rechts, müssen den Richterspruch Fremder uns gefallen lassen, wenn wir mit einem Europäer in Prozeß kommen, und sind nicht sicher, daß der europäische Richter dem Europäer das Recht zuspricht, auch wenn es hundertmal auf unserer Seite ist." Ferner waren in China eine Menge von Landgebieten, die von auswärtigen Staaten pachtweise erworben worden sind, die sogenannten „Konzessionen", wie z. B. die englische Konzession in Hankau, Kiukiang usw. Außerdem gibt es Landgebiete, die von ausländischen Privatleuten angekauft sind, die sogenannten „Settlements", z. B. die internationale Niederlassung zu Schanghai und die französische Siedelung zu Schanghai. Daraus ist eine richtige Weltstadt geworden, unter englischer Kontrolle. Als sehr erniedrigend haben die Chinesen es auch empfunden, daß die Ausländer sich an der chinesischen Zollgesetzgebung beteiligen konnten, so daß die Chinesen die Höhe ihrer Zölle

Als Stresemann seinem Freund Briand das Blatt mit der Aufschrift „Thoiry" entgegenstreckte, zuckte der mit den Achseln.

gar nicht nach ihren eigenen Bedürfnissen festlegen konnten. Die Engländer hatten sogar die Kontrolle über die Seezölle ganz in ihrer Hand. Und seit dem Jahr 1901 hatten die Fremden das Recht, Truppenmassen in chinesischen Städten zu unterhalten. So war z. B. in Peking das sogenannte Gesandtschaftsviertel eine richtige Festung innerhalb der Stadt, und die Fremden saßen hochmütig und trotzig mit ihren Soldaten mitten in der Hauptstadt dieses Reiches. Das alles erscheint den Chinesen heutzutage unerträglich. Sie haben die Achtung vor den Europäern seit dem Weltkrieg völlig verloren und meinen, sie seien stark genug, sich selbst zu regieren und die Ausländer zum Teufel zu jagen. Darum wollen sie auch die sogenannten Pachtgebiete, die im Lauf der Zeit von China losgerissen worden sind, wieder in ihre Hände bringen. Das englisch gewordene Hongkong und Weihaiwei, die japanische Kuantung-Halbinsel mit Port-Arthur und das französische Kuang-Chou-Wan. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß Deutschland auch ein solches Pachtgebiet besessen hat: Kiautschou, das die Japaner während des Weltkrieges erobert haben, aber nach dem Kriege an China zurückgegeben haben. Die Freiheitsgedanken sind in China hauptsächlich von dem Südreich ausgegangen, dessen Hauptstadt Kanton ist. Dort hat sich die „Kuomintang" gebildet, die „Reichsvolkspartei", die von dem ersten großen Präsidenten der Republik China, Dr. Sunyatsen, begründet worden ist, und die das neue China aufbauen will auf dem Gedanken der Nation, der Demokratie und einer gemäßigt sozialistischen Wirtschaftsordnung. Ihr Führer ist heute der junge General Tschiangkaischeck, der in raschen Siegeszügen vorwärtsgedrungen ist, Hankau und Schanghai erobert hat und — wie es scheint — unwiderstehlich gegen Peking vorrückt. Sein Gegner ist der Führer der Nordarmee, Tschangtsolin, der Peking innehat und damit die uralte heilige Hauptstadt des Reiches. Ein dritter General ist der sogenannte „christliche" General Feng-Yü-hsung, der zwar im vorigen Jahr von Tschangtsolin geschlagen worden ist, aber mit einem wohlgerüsteten schlagfertigen Heere in einer ausgezeichneten militärischen Stellung sich befindet, jederzeit zum Losschlagen bereit, wenn seine Stunde schlagen sollte. Die Generäle führen den Krieg gegeneinander wohl hauptsächlich aus Ehrgeiz. Jeder möchte der Vorderste und der Herrscher sein. Aber die Hauptsache ist, daß die Südarmee unter Tschiangkaischeck im Dienste der nationalen Wiedergeburt Chinas steht und darum die Riesenmassen der vaterländisch Begeisterten hinter sich hat. Die Engländer haben nun behauptet, dieses Südchina sei nichts anderes als ein Anhängsel von Moskau und wolle den Bolschewismus in der Welt verbreiten. Aber das ist eines der Kunststücke der englischen Politik: Wenn die Engländer irgendwo in der Welt ihr Süpplein kochen wollen, dann machen sie erst die anderen Völker närrisch. Sie erzählen von irgendeinem entsetzlichen „Greuel", der da oder dort geschehen sei, und dann knicken die Europäer ins Knie und lassen den braven Engländer als den Weltschandarm auf die bösen Greueltäter los. Wer denkt nicht an die belgischen Greuel, die unsere braven Soldaten Anno 14 nach englischer Behauptung getan haben! Diesmal haben sie der Welt das Schreckbild des chinesischen Weltbolschewismus wie ein Moritatenzeiger auf der Messe vorgestellt, und die Welt hat wieder es mit der Angst kriegen sollen, damit sie die Engländer ihr Werk schaffen lassen solle in China. Aber der Hinkende sieht doch das spöttisch grinsende Gesicht des Engländers hinter seiner „Moritatenleinwand" hervorgucken und fragt sich neugierig, ob die Welt wieder so dumm sein wird, auf diese neue englische Schlauheit hereinzufallen. Richtig ist nur dies, daß die Südchinesen sich um Hilfe nach Moskau gewendet haben, weil sonst kein Staat der Erde ihnen beigesprungen ist im Kampfe um ihre Unabhängigkeit. Und daß der verstorbene Präsident Sunyatsen gesagt hat: „Arbeitet mit Moskau, aber blickt nach dem Westen!" Das will sagen: „Nehmt die Hilfe der Russen an, aber im Aufbau eures Staatswesens laßt euch von den westlichen Völkern beraten. Macht das verzweifelte Experiment des Bolschewismus nicht nach!" Und so hat es sich denn auch sehr bald gezeigt, daß die Südchinesen gar nicht gewillt waren, sich den Herrschaftsgelüsten der Bolschewisten zu fügen, sondern sie haben den Kommunisten in ihren eigenen Reihen kräftig auf die Finger geklopft, wie die sich zu mausig haben machen wollen. „Die Kirche muß im Dorf bleiben," hat Tschiangkaischeck gesagt — und so wird in Kanton und in Hankau und in Schanghai gemäßigt regiert, keineswegs nach russischen Methoden! Aber der Engländer hat doch gewaltig Bauchweh gekriegt. Die Chinesen wollen nämlich von ihm gar nichts mehr wissen. Sie haben über seine Waren den Boykott verhängt. Er soll nichts mehr bei ihnen zu verdienen kriegen, und so möchte er denn gern den Chinesen am Zeuge flicken, ehe sie zu arg ins Kraut schießen. Bei der Einnahme von Schanghai hat es einen Augenblick lang so ausgesehen, als ob die Truppen der Südarmee gegen die Ausländer gewaltätig werden wollten — es ist niemals recht klar geworden, ob die Soldaten von Peking bei ihrer Flucht oder die Soldaten von Kanton bei ihrem Angriff den Ausländern bedrohlich geworden sind. In der Schlacht wird halt geschossen — das ist eine alte Geschichte. Und wenn die Engländer mitten im Feuer sitzen, können sie sich nicht wundern, daß sie etwas davon abkriegen. Denn die Kugeln machen auch vor einem Engländer keine Extra-Verbeugung. Item — die Engländer haben sich aufs hohe Roß gesetzt, ein paar tausend Truppen von England und Indien nach China geschickt, sie haben sogar aus ihren Kriegsschiffen auf die Südarmee der Chinesen einige Schuß abgefeuert. Sie kämpfen dort in Ostasien um ihr „Prestige", um ihren Weltruhm — aber wie es scheint, sind sie diesmal doch „allein auf weiter Flur". Der Japaner, der im Weltkrieg der getreue Schleppträger von John Bull gewesen ist, macht den Chinesen verliebte Augen und tut alles, um sich mit dem großen Bruder gut zu stellen. Denn er denkt: „Wer weiß? In ein paar Jahren machen wir Ostasiaten einen Riesenring gegen die Europäer und dann steht der Gelbe zu den Gelben, wenn es den Weißen an den Kragen geht!" Also mit Japan ist das Spiel für England aus. Bleibt

nur noch Frankreich und Italien. Was die tun werden, das ist dem Hinkenden verborgen. Aber eines sieht er jetzt schon: Wenn der Engländer die beiden Völker Frankreich und Italien braucht, dann läßt er Deutschland wieder dafür büßen. Dann heißt es im Zwiegespräch mit Frankreich: „Helft uns — dann könnt ihr am Rhein bleiben, so lang ihr wollt. Wir regen keinen Finger für die Deutschen!“ Und den Italienern wird ins Ohr geflüstert: „Wenn ihr recht lieb und brav mit uns seid, dulden wir nie, daß Deutschland und Oesterreich zusammenkommen — und ihr könnt in Südtirol italianisieren nach Herzenslust. Wir drücken alle zwei Augen zu!“ Das ist England — und das wird England bleiben, so lang die Weltgeschichte ihren alten wackeligen Gang durch die Dummheit der einen und die Bosheit der anderen weiter geht.

Der Engländer hat der Welt die Schauer-Moritat des chinesischen Weltbolschewismus vorgehalten.

Und dann ist noch etwas anderes dazu gekommen: England hat einen gewaltigen „Zores“ mit den Russen bekommen. Denn die Engländer fürchten nichts mehr, als daß der Bolschewismus in ihrem Land sich verbreiten möchte, und sie haben die Russen im Verdacht, daß sie insgeheim ihre Geschäftsmacher durch England hindurchschicken, um dort für den Bolschewismus zu werben. So hat denn eines Tages der englische Minister des Innern das Gebäude eines Handelshauses der russischen Regierung in London untersuchen lassen. Dieses Gebäude gehört einer Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaft, die „allrussische Kooperative Gesellschaft“ heißt und mit dem Abkürzungsnamen „Arcos“ bezeichnet wird. Gebäude wie Handelsgesellschaft steht unter dem Schutz der russischen Regierung, aber auch — weil's eine Handelsgesellschaft ist — unter den englischen Gesetzen. Es kamen nun die englischen Kriminalbeamten und durchsuchten das ganze Haus, sogar die Stahlkammern wurden aufgesprengt. Was man gefunden hat, ist nicht bekannt geworden. Aber die Russen schlugen einen mächtigen Lärm und wollten sich das nicht gefallen lassen. England blieb sehr kühl — und schließlich sind die diplomatischen Beziehungen zwischen England und Rußland abgebrochen worden. Die beiderseitigen Gesandten sind zurückgezogen worden — und die beiden Länder tun so, wie zwei, die sich trutzen: sie gucken einander mit dem Rücken an. Merkwürdig ist dem Hinkenden, daß der englisch-russische Handel weiter geht. Also: 's Geschäft muß gemacht werden, auch wenn man miteinander „broches“ ist.

Beinahe möchte der Hinkende das alte deutsche Sprüchlein bestätigt finden: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Und noch merkwürdiger ist dem Hinkenden, daß sich das riesengroße Rußland so viel gefallen läßt: Es hat nämlich auch hingenommen, daß in Peking seine Gesandtschaftsgebäude auf Veranlassung von dem General Tschangtsolin durchschnüffelt worden sind, obwohl solche Verletzung der „Heiligkeit der Gesandtschaft“ meist in der Welt mit Kriegsdrohung beantwortet wird. Die Russen scheinen also doch ihrer Armee nicht so unbedingt zu trauen. Sonst hätten sie sicher mehr mit dem Säbel gerasselt. Dem Hinkenden kann's recht sein. Er freut sich über jeden Krieg — der nicht zustande kommt! Und das von Gottes und Rechts wegen.

Aber auffallend war, daß beinahe zur selben Zeit, in der diese Geschichte in London passiert ist, der französische Staatspräsident Doumergue nach London gefahren ist und mit dem König von England „Brüderles“ gemacht hat. Die Prunkwagen sind durch die Londoner Straßen gefahren, und der König von England und der Präsident von Frankreich sind wie zwei Brautleut, die zur Hochzeit fahren, nebeneinander gesessen. Trinksprüche hat man bei der Galatafel gewechselt, in denen von einem „herzlichen Einvernehmen“ der beiden Mächte die Rede gewesen ist. Kurzum — es war ganz deutlich: die Engländer und die Franzosen, John Bull und Marianne, tanzen jetzt wieder den großen Versöh-

nungs- und Liebestanz miteinander, den sie einstens schon vor dem Weltkrieg miteinander getanzt haben. Und die Kosten des Tanzes muß der deutsche Michel bezahlen, der auf der Seite steht als der verschmähte Liebhaber und sich unter seiner Zipfelkappe hinter den Ohren kratzt. England will eine „antirussische Front" in Europa herstellen. Darum ist Frankreich mit einemmal der willkommene Partner. Deutschland hat aber vor Jahren in Rapallo mit den Russen einen Vertrag geschlossen, der auf gut Deutsch hieß: „Wir wollen miteinander eine freundliche Nachbarschaft halten!" Drum kann es jetzt nicht — wie einst die großen Herren — den Russen die Steine ins Gesicht spuken, nachdem es mit ihnen Kirschen gegessen hat. So steht der Deutsche neben der „antirussischen Front" ziemlich verlassen — und die übrigen europäischen Mächte gehen ihres Weges und gucken nach dem armen Michel nicht herum. Denn sie sagen: „Was kannst du armer Teufel geben?" und machen ihre Geschäfte fröhlich allein. Und die Deutschen haben das Nachsehen.

Uebrigens — so ganz glatt geht es doch nicht mit der Einigkeit der anderen. Das über Nacht gewaltig in die Höhe gekommene Italien hat ein Loch in die Friedenspauke der europäischen Musik hineingeschlagen. Und das ist so gekommen. Im vorigen Herbst hat Italien einen Vertrag mit dem kleinen Balkanstaat Albanien geschlossen. Man hat gemeint, der Engländer sei dahinter gesteckt. Schon damals haben die Jugoslawen ihre Ohren gespitzt und etwas mißtrauische Gesichter gemacht. Aber der jugoslawische Minister Nintschitsch war ein intimer Freund Italiens — und drum haben die Jugoslawen sich wieder beruhigen lassen. Aber mit einemmal im Frühjahr haben sowohl die Italiener wie die Jugoslawen gegeneinander einen millionischen Krach geschlagen. Nämlich die Jugoslawen sind von Bulgarien und von Mazedonien her viel von unruhigen Banden geplagt und haben eine Anzahl von Truppen gegen diese Banden an ihre Landesgrenzen geschickt. Da schrieen die Italiener, Jugoslawien bereite einen Angriff auf Albanien vor. Und wie es in den Wald hineingeschrieen hat, so hat es wieder herausgeschrieen: die Jugoslawen haben behauptet, die Italiener seien der Störefried und wollten die armen Jugoslawen überfallen. Wer kann wissen, was hinter all dem Lärm steckt? Es hätte zu einem bösen Weltbrand kommen können. Denn die Franzosen hätten nolens volens die Jugoslawen in Schutz nehmen müssen, da sie mit ihnen gut Brüderles sind — und die Engländer hätten sich zu den Italienern schlagen müssen, denen sie wahrscheinlich in dem Albanischen Vertrag zur Seite gestanden sind. Und was dann? Die „Mächte" haben sich bös den Kopf zerbrochen darüber, was zu tun sei. Man hat sogar eine Untersuchungskommission bilden wollen, um den Streitfall zu schlichten — und der gallische Hahn hat bereits seinen roten Kamm bedrohlich gestellt, wie es sich darum gehandelt hat, ob Deutschland auch in diese Kommission hinein kommen sollte! Aber es ist schließlich der Händel im Sande verlaufen. Die Hitzköpfe haben sich beruhigt. Doch Albanien und Jugoslawien haben die diplomatischen Beziehungen zueinander abgebrochen, und — es hat sich wieder einmal gezeigt, daß der Balkan immer noch das Pulverfaß ist, das den ganzen europäischen Frieden in die Luft sprengen kann.

Drum ist auch aus der „Weltwirtschaftskonferenz" in Genf, die im Mai stattgefunden hat, nicht sehr viel herausgekommen. Die bedeutendsten Führer der Industrie aus allen europäischen Ländern sind da zusammengekommen und haben sehr bewegliche Reden darüber gehalten, wie tief die europäische Handelsmacht gesunken sei. Sie haben alle eingesehen, daß man nicht mehr gegeneinander arbeiten dürfe, weil es ansonst immer noch schlimmer werden würde, und sie haben ein paar Dutzende von Wegen gezeigt, wie man in Zukunft ganz einig sein müsse. Der Hinkende hat die schönen Reden nicht alle verstanden, denn sie waren sehr gelehrt und kunstreich. Und der Hinkende versteht von der ganzen Banken-, Handels-, Valuta- und Zollwirtschaft nicht das Mäßle vom Simri. Aber er hat im stillen gedacht: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Taten sehen." Aber die Taten sind — bis jetzt — ausgeblieben. Ja, wenn man mit schönen Worten die Welt kurieren könnte, dann wäre sie längst gesund. So aber liegt sie im Spital, bis über die Ohren verbunden — und die weisen Herren Doctores stehen an ihrem Leidensbett und schütteln den Kopf. Die helfende Medizin hat noch keiner gefunden.

Es bleibt halt in der Welt bei der uralten bösen Wahrheit: Gewalt geht vor Recht. Das hat sich auch in Amerika gezeigt. Da ist der Zank zwischen den Vereinigten Staaten und dem viel kleineren Land Mexiko auch nicht zum richtigen Austrag gekommen. Mexiko wollte nicht, daß die Oelquellenbesitzer, die aus den Vereinigten Staaten gekommen sind und die reichen Oelquellen in Mexiko in Besitz genommen haben, so eine Art von Staat im Staate sind. Aber die Vereinigten Staaten haben ihre große Pratze gegen Mexiko aufgehoben — und das kleinere Land hat sich ducken müssen. Und es hat sich auch ducken müssen, wie die Vereinigten Staaten mir nichts, dir nichts ihre Hand auf den südamerikanischen Staat Nicaragua gelegt haben. Dieser Staat liegt sehr günstig ganz in der Nähe des Panama-Kanals, der bisher ebenso das Genick der nordamerikanischen Weltmacht war, wie der Kanal von Suez das Genick der englischen Weltmacht ist. Und wer Nicaragua hat, der hat den unbestrittenen Einfluß auf Panama. Nun lag die Sache für die Staaten sehr günstig, als der Präsident von Nicaragua, Diaz, die Hilfe der Staaten anrief, in einem Streit, der in dem kleinen Staat zwischen den Liberalen und den Konservativen ausbrach. Man schoß sich gegenseitig einige böse Löcher in den Leib — und Präsident Diaz schrieb an Onkel Sam, er möge den Händel beilegen. Das war dem Onkel Sam ein gefundenes Fressen. Er hat seine Kriegsschiffe hingeschickt und seine Soldaten. Der Händel in Nicaragua hat aufgehört — und jetzt ist der Präsident der Vereinigten Staaten der Oberherr in dem Land Nicaragua. Die Nicaraguaner werden in Zukunft tanzen, wie Onkel Sam pfeift. Und wenn Onkel Sam seinen neuen

Kanal bauen wird, von dem der Hinkende schon erzählt hat, so wird Nicaragua der Stützpunkt seiner Flotte werden.

Mit der Gewalt haben auch die Engländer in Aegypten ihre Macht wieder festgehalten. Denn die Aegypter sind gar nicht zufrieden damit, daß sie nur dem Namen nach ein selbständiger Staat sind. Ihnen ist eben auch der Kamm geschwollen seit dem Weltkrieg, der sie von der Oberhoheit der Türkei losgelöst hat. Darum will es ihnen gar nicht passen, daß der Oberbefehlshaber der ägyptischen Heeresmacht, der „Sirdar", ausgerechnet immer ein Engländer sein soll. Und sie haben dagegen aufmucken wollen. Aber o lätz! Der Engländer hat ein paar Kriegsschiffe von Malta nach Alexandria geschickt — und die Aegypter sind geschwind zu Kreuze gekrochen. Was blieb ihnen anders übrig? Freilich — der Hinkende sagt im geheimen: „Wie lang noch werden alle die vielen unterdrückten Völker auf der Erde sich diese brutale Macht der Europäer gefallen lassen?" Und er denkt an das alte römische Reich, das auch seine eiserne Faust auf ganz Europa und halb Asien gelegt hatte — und mit einemmal war es aus. Auch die englischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen, so riesenhoch sie auch sind.

England und Rußland tun so, wie zwei, die sich trutzen: sie gucken einander mit dem Rücken an.

Was soll der Hinkende von den andern Völkern noch erzählen? Die Rumänen haben ihren schwerkranken König Ferdinand immer noch. Ihre Königin Maria ist im vorigen Herbst durch Amerika durchgereist, hat sich feiern und umschwärmen lassen, aber die große Geldanleihe, die sie dort hat holen wollen, hat sie scheint's doch nicht gekriegt. Ihr sauberes Früchtchen von Sohn, Carol, der in Paris mit allerhand Liebchen zweifelhafter Sorte sich vergnügte Tage macht, wäre gern wieder Kronprinz geworden, um nach des Vaters Tod den Thron zu Bukarest zu besteigen. Bis jetzt sperrt sich aber die rumänische Regierung noch dagegen, obwohl die Königin nicht abgeneigt zu sein scheint, dem Durchgebrannten die Hand zur Versöhnung zu reichen. Andere sagen, sie wolle noch viel lieber selber herrschen nach ihres Mannes Tod — und darum wünsche sie die Rückkehr des „verlorenen Sohnes" ins Vaterhaus nicht. Was also werden wird, wenn Ferdinand die Augen schließt, liegt noch im Dunkeln.

Die Ungarn haben die ganze Welt in Erstaunen versetzt, wie sie eines Tages mit Italien ein Bündnis abgeschlossen haben. Das hätte man ihnen nicht zugetraut! Es war nicht ihr dümmster Streich. Denn mit diesem Vertrag kommen sie ihren ehemaligen Feinden näher, und wer weiß, ob sie nicht bald von der verflossenen Entente zu Gnaden angenommen werden? Man sagt, sie wollten einen Habsburger zum König von Ungarn krönen — und es kann wohl sein, daß der Hinkende im nächsten Jahr von einer großen Feier in Budapest zu erzählen haben wird, bei der die uralte Stephanskrone wieder einen Träger gefunden hat. Die Italiener haben schon großmütig mit dem Kopf genickt, als der ungarische Reichsverweser in Rom angetippt hat, ob man dazu Ja sagen werde.

Die Türken modernisieren ihren Staat lustig weiter. Es soll alles bei ihnen ganz so aussehen wie in Europa. Die Damen laufen mit Bubikopf und kurzen Röckchen herum und freuen sich der Freiheit, die sie errungen haben. Dafür wird dann ein Zeitungsschreiber ins Gefängnis gesteckt, weil er die Türkei als Luftschiff abgebildet hat, das in die Höhe steigt und seinen Ballast abwirft, unter dem auch ein ziemlicher Pack mit der Aufschrift „Moral" zur Erde niederpurzelt. Wer recht hat, ob der Zeitungsschreiber oder die Regierung, die ihn wegen Verhöhnung der Reichspolitik hinter die „türkischen Gardinen" setzt, will der Hinkende nicht entscheiden. Ihm will nur dünken, daß das Maulkorbanlegen etwas nach der „alten" Türkei riecht, nur daß die alte Türkei den unbequemen Zeitungsschreiber noch etwas radikaler stumm gemacht hätte!

Und nun möchte der Hinkende noch einmal in sein liebes Deutschland zurückgehen. Da hat's wieder einmal den üblichen Regierungswechsel gegeben, ohne den wir es wohl nicht mehr tun werden. Es hat schon lang „gekriselt" innerhalb der alten Links-Regierung. Schon im Herbst hat man von der linken Seite gegen den Wehrminister Geßler Sturm gelaufen. Daran war eine sehr geringfügige Sache schuld. Auf dem Truppenübungsplatz in Münsingen hat ein Regiment der Reichswehr seine Uebungen abgehalten. Dieses Regiment hat eine Kompagnie, die als „Nachfolge" für das alte 1. Garderegiment

zu Fuß gilt, bei dem einst die Prinzen des preußischen Königshauses als Leutnants einzutreten pflegten. Nun war der Prinz Wilhelm von Preußen, der in Bonn die Rechtsgelehrsamkeit studierte, auf seine Bitte als Gast des Regiments zu den Uebungen in Münsingen zugelassen worden, und es wurde erzählt, daß der Prinz einmal als Leutnant in Uniform bei dem Regiment eingetreten sei. Darob wurde ein furchtbarer Lärm geschlagen. Vor allem war dem Wehrminister die Sache unangenehm, weil er von der Angelegenheit nicht benachrichtigt worden war. Er verlangte, daß der Oberstkommandierende der Reichswehr, Generaloberst von Seeckt, sich darob rechtfertige. Seeckt reichte sein Abschiedsgesuch ein und wurde wirklich verabschiedet. Er war ein Mann von ganz hervorragenden militärischen Eigenschaften und hat die Reichswehr durch seine große Organisationsbegabung zu dem gemacht, was sie heute ist. Sein Nachfolger wurde der Generalleutnant Heye, der vorher Befehlshaber der ostpreuß. Division gewesen war. Der Hinkende meint, daß es eine Unvorsichtigkeit der Offiziere des Regiments in Münsingen gewesen ist, den preußischen Prinzen in eine so enge Verbindung mit der Truppe zu bringen — aber daß darob ein solcher Staub aufgewirbelt worden ist, will ihm nicht in den Kopf. „Dummheiten verschweigt man!" ist eine uralte probate Weisheit. Aber die Deutschen scheinen der Meinung zu sein, daß man Dummheiten an die große Glocke hängen müsse . . . Dann aber ist eine regelrechte Hetze gegen die Reichswehr losgegangen. Vor allem gegen den Minister Geßler, und schließlich haben in der englischen Zeitung „Manchester Guardian" sogenannte „Enthüllungen" gestanden, in denen allerlei tückische

John Bull und Marianne tanzen wieder den Versöhnungstanz.

Machenschaften „aufgedeckt" wurden, mit denen die Deutschen einen Zukunftskrieg vorbereiten, indem sie in Rußland Fabriken zur Erzeugung von Giftgasen, Waffen, Kanonen und anderer finsterer Unheildinge errichteten. Als man den russischen Außenminister Tschitscherin fragte, ob das wahr sei, lachte er: „Made in Germany!" Also die Verleumdungen, die in der englischen Zeitung erschienen sind, sind in Wirklichkeit in Deutschland erfunden worden. Je länger, je mehr merkte man, daß durch solche „Unstimmigkeiten" der Zusammenhalt der Regierung wacklig wurde. Schließlich hielt dann der Sozialist Scheidemann eine maßlos heftige Rede gegen die Reichswehr, die er der politischen Umtriebe gegen die Republik bezichtigte, und die Sozialdemokratie stellte einen Mißtrauensantrag gegen das Reichskabinett. Die Deutschnationalen lehnten zwar das Mißtrauen gegen den Wehrminister Geßler ab, aber das Mißtrauensvotum der Sozialdemokratie gegen die Regierung unterstützten sie. Und so wurde am 6. Dezember die Regierung gestürzt. Nach langen und schwierigen Verhandlungen ist dann endlich Ende Januar ein Reichskabinett unter Führung von Marx als Reichskanzler zustande gekommen. Zentrum, Deutsche Volkspartei, Deutschnationale sowie Bayrische Volkspartei bilden das Kabinett, das mit den Stimmen der Wirtschaftlichen Vereinigung zusammen auf eine Mehrheit von 270 Stimmen, ohne Wirtschaftliche Vereinigung auf 249 Stimmen sich stützen kann. Demokratie, Sozialdemokratie, Kommunisten und die Völkischen stehen in der Opposition. Das Kabinett hat bisher standgehalten. Einmal hat sich die merkwürdige Tatsache ergeben, daß die Deutschnationalen für das Gesetz zum Schutz der Republik stimmen mußten, was sie sicherlich mit einem zweifelhaften Vergnügen getan haben. Einerlei — wenn nur endlich einmal eine Stetigkeit in die Regierung Deutschlands hineinkommt! Regieren ist eine Kunst, die man nicht in vier Wochen erlernt. Und wenn alle Augenblicke neue Männer an das Staatssteuer sitzen müssen, dann fragt sich doch der einfache Bürgersmann: „Woher sollen denn die das Regieren so schnell lernen? Kein Wunder, daß der Wagen alle Augenblicke aus dem Gleise kommt, wenn immer ein neuer Fuhrmann droben sitzt!" Uebrigens ist in dem neuen Kabinett auch ein Landsmann des Hinkenden, der Reichsfinanzminister Köhler, ein Badener. Der Hinkende schickt ihm einen treuherzigen landsmännischen Gruß und wünscht ihm, daß das schwierige Portefeuille, das er bekommen hat — es ist das schwierigste Amt, was es gibt, Finanzminister zu sein, denn den mag niemand leiden! — ihm nicht allzuviele schlaflose Stunden bereite. Hart genug haben sie ihn schon angefochten. Er soll Geld aus dem Boden stampfen, und wenn er Steuern ausschreibt, schreit alle Welt Zeter und Mordio. Vor allem wird eine große Schwierigkeit sein, die Beamtenbesoldung zu regeln. Denn die armen Beamten, vor allem in den untersten Gehaltsstufen, sind erbärmlich dran. Sie müssen verhungern, wenn man sich ihrer nicht annimmt — oder in den schlimmsten Schulden ersticken. Drum muß man die ganze Besoldungsordnung ändern. Aber der Minister macht ein sorgenvolles Gesicht: „Woher nehmen und nicht stehlen?" Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, hat man früher gesagt. Und anders ist es auch in der Republik nicht geworden. Aber den Beamten muß geholfen wer-

den. Das ist eine Ehrenschuld des Reiches gegen die Braven, die in alter Treue und Redlichkeit ihrem Vaterlande gedient haben und dienen!

Wenn man die wirtschaftliche Lage des deutschen Volkes überschaut, so kann von einem ganz leisen Aufstieg gesprochen werden. Zwar ist immer noch eine Riesenzahl von Arbeitslosen in Deutschland — es mögen über eine Million sein — aber die deutsche Industrie hat sich in zähem Ringen wieder Platz um Platz im Ausland erobert. Und so rauchen die Schlöte wieder in deutschen Landen — und die Hämmer pochen. Das Geld ist wenigstens um einige Prozent billiger geworden. Aber es müssen immer noch 8 Prozent im privaten Kapitalverkehr bezahlt werden. Der Reichsbankdiskont, der vorübergehend auf 5 Prozent ermäßigt worden ist, beträgt zur Zeit 6 Prozent. Darum ist es um den Baumarkt in Deutschland noch recht schlimm bestellt. Der private Unternehmer kann nicht bauen, weil sein Kapital, das er aufwenden müßte, nicht rentieren würde. Darum kann nur mit Hilfe von Baudarlehen gebaut werden, die von den Gemeinden und von dem Staat zu einem niedrigen Zinsfuß gegeben werden. So kommt es, daß noch eine harte Wohnungsnot herrscht. Ja, die neugebauten Wohnungen sind so teuer geworden, daß sehr, sehr viele Mieter die Mieten nicht aufbringen können und ewig auf der Suche nach Wohnungen in alten Häusern sind, da dort die Mieten erschwinglich geblieben sind. Langsam sind auch die Preise der übrigen Bedarfsartikel gestiegen, so daß die breite Masse in Deutschland nichts zu lachen hat. Trotzdem ist im Volk ein rührender Eifer und ein prächtiger Wille zum Arbeiten und Sparen. Es sammeln sich allmählich wieder Kapitalien an. Wenn es auch langsam geht — es geht wenigstens nicht mehr abwärts, sondern aufwärts. Wie sich freilich die Verhältnisse gestalten werden, wenn nach dem Dawesvertrag die Summen, die wir an unsere Feinde vom Weltkrieg zu zahlen haben, von Jahr zu Jahr sich steigern, davon weiß niemand etwas zu sagen. Der Hinkende hofft, daß es nicht so schlimm werde, wie manche Unglückspropheten meinen. Aber schwer hat es der Deutsche auf alle Fälle — und schwer wird er's haben bis zu Kind und Kindeskind. Wir sind nun einmal zum Tragen der großen Lasten geboren — das ist unser welthistorisches Schicksal. Die Hauptsache ist, daß wir's können. Das soll unser Stolz sein.

Aber zum Schluß noch zwei schönere Bilder:

Am 26. März ist in der ganzen Welt der 100jährige Todestag des gewaltigen Tonsetzers Ludwig van Beethoven gefeiert worden. Da hat doch die Welt sich geneigt vor der Größe und Herrlichkeit des deutschen Geistes, der mit den Flügeln des Adlers und mit der Kraft eines Riesen sich hinaufschwang zu den höchsten Höhen künstlerischen Schaffens. Beethoven hat in seinen Kompositionen die Größe der Menschenseele dargestellt, die auch das dunkelste Schicksal überwindet durch das Einswerden mit der Gottheit — und er leuchtet durch die Jahrhunderte wie eine Riesenfackel, die kein Sturm auslöscht. Deutsche Treue und deutscher Glaube — das sind seine Lichtstrahlen, die auch uns leuchten mitten in all dem Jammer der Zeit.

Und dann — die Ueberquerung des Ozeans durch die Kunst und den Wagemut der Flieger. Es ist allerdings ohne Todesopfer nicht abgegangen. Zuerst wollte der französische Flieger Nungesser von Paris aus nach Newyork fliegen.

Die Vereinigten Staaten haben ihre Pratze gegen Mexiko aufgehoben.

Er ist unterwegs verunglückt. Niemand kennt die Stelle seines Untergangs. Dann aber ist der Amerikaner Charles Lindbergh von Nordamerika nach Frankreich geflogen und kurz darauf im Anfang Juni der Amerikaner Clarence Chamberlin mit seinem Begleiter Levine von Newyork bis nach Deutschland gekommen, also noch viel weiter als Lindbergh. Chamberlin hat wegen Versagens seines Motors in Kottbus landen müssen und ist von dort aus nach Berlin geflogen, wo er von einer Masse von Hunderttausenden begrüßt worden ist. Welch ein Unterschied von der Zeit des berühmten Kottbuser Postkutscher bis zu diesem Riesenflug von etwa 36 Stunden über das Weltmeer weg: ein Zeitraum von hundert Jahren! Ein Bild der ungeheuren Errungenschaften des menschlichen Geistes, der die Natur in seinen Dienst zwingt. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!" hat der griechische Dichter Sophokles gedichtet. Was würde er sagen, wenn er dies Wunder des über den Ozean fliegenden Menschen erlebt hätte!

Ach ja — gewaltig und doch so klein, wenn er in seinem Haß und seinem Neid die Welt unselig macht!

Drum möchte der Hinkende seinen Rundblick über die Geschichte der Welt im Jahre 26 und 27 schließen mit dem Wunsch: Daß doch die Liebe endlich einmal siegte in der Welt und die Menschenwelt wirklich — zur Menschheit würde!

Der Hinkende muß nach all dem, was er seinen Lesern erzählt hat, noch einmal auf seinen Erzählerpult steigen. Er hat eine schwarze Trauerfahne in der Hand, die er an seinem Hause aufziehen will. Trauerfahnen wehen durch das ganze deutsche Vaterland. Im Sachsenland hat ein furchtbares Unwetter gewütet. Zwei scheinbar harmlose Flüßchen, Müglitz und Gottleuba, die durch das Elbsandsteingebirge fließen, haben das Unheil angerichtet. Wer jenes Gebirge kennt, der weiß, daß es dort sehr tiefe Flußtäler gibt, über denen riesige steile Felsen wie die Säulen von einem zertrümmerten Riesentempel der Vorzeit emporragen. Und an den steilen Talrändern liegen die Städtchen und Dörfer wie Schwalbennester, die sich an eine Hauswand ankleben. Im Müglitztal liegt das Städtchen Glashütte, in dem Uhren fabriziert werden, die ihren Lauf durch die ganze Welt nehmen. Im Gottleubatal liegen Berggießhübel und Gottleuba. Ueber diesen Tälern und diesen Ortschaften ist am 9. Juli abends 7 Uhr der Himmel kohlrabenschwarz geworden. Unheimliche schwefelgelbe Wolken sind unter den schwarzen Wetterschlünden gewesen. Ein pfeifender Wind hat eine grelle Musik gemacht — und dann mit einemmal hat es angefangen zu blitzen und zu donnern, als ob alle schweren Geschütze aus dem Weltkrieg ihre Schlünde aufgetan hätten. Dann ist ein Regen gekommen — nicht ein Regen, sondern ein Wolkenbruch. So wie in der Bibel die Sintflut beschrieben wird: Alle Kammern des Himmels taten sich auf, und herabstürzten Bäche, Ströme, Meerfluten von lauter Regen. Es ging bis in die späteste Nacht hinein. Und dies Unwetter hat zuerst die Waldbäume an den Talhängen entwurzelt und in das Tal hinabgerissen, dann sind diese Bäume und die Wassermassen, die riesige Felsblöcke mit sich fortgetragen haben, auf die Ortschaften gestürzt. Es muß wie eine haushohe Wand von lauter finsteren, lehmigen, sandigen Wasserfluten gewesen sein. Die Einwohner haben kaum das Entsetzen kommen sehen, da sind schon krachend, wirbelnd, stoßend ihre Häuser eingestürzt wie Spielzeugschachteln, und die Bewohner sind unter den Trümmern begraben worden. Wer sich hat retten wollen, den hat das Wasser ergriffen und gegen irgendeinen Baumstamm, oder gegen eine Felswand geworfen, daß der Unselige hat umkommen müssen. Ein Haus mit acht Bewohnern ist von den Schlamm- und Wasserfluten einfach fortgetragen worden und spurlos verschwunden. An einer Stelle haben zwei alte Damen sich ein Häuslein gebaut, um ihre Alterstage in stillem Frieden zu verleben. Die Damen hatten sich auf das Dach geflüchtet und riefen verzweifelt um Hilfe. Sie wurden fortgerissen. Eine der Damen ist später tot gefunden worden: die fürchterlichen Wetterfluten hatten ihr nicht bloß die Kleider vom Leibe, sondern sogar die Haare vom Kopf gerissen. In Gottleuba haben zwei Lehrer des Kinderversorgungsheims durch die Fluten hindurchkommen wollen. Ein Bewohner hat gesehen, wie durch die Finsternis ihre Taschenlaterne aufblitzte — und wie sie einen Baum umklammert hielten. Aber ein Blitz zuckte durch die Nacht — man sah, wie der Baum sich umlegte, von dem Wasser unterspült und seines haltenden Erdreichs beraubt! Die zwei Unglücklichen versanken in der grauenvollen Tiefe.

Mauern von einem Meter Stärke sind umgeworfen worden. Schwere Eisenträger hat die Flut weggespült. Betonbrücken sind weggeschwemmt worden, als seien sie leichte hölzerne Stege. Eisenbahnbrücken sind zerstört worden. Bei Pirna ist die Eisenbahnlinie in einer Ausdehnung von 30 Kilometern unbrauchbar geworden.

Dem Hinkenden graust bei dem Gedanken an die gellenden Schreckensschreie, die durch die finstere Nacht schollen, und an das Wüten und Toben des Unwetters, das wie eine Rotte losgelassener Höllengeister den Menschenjammer übertönt hat — voll Hohn über die Ohnmacht der Menschen, die „doch so sicher leben"!

Man hat viel davon gesagt, es sei ein Fehler der sächsischen Regierung gewesen, daß man nicht schon längst in diesen Tälern Talsperren gebaut habe. Die Talbewohner hätten diese Talsperren seit langer Zeit gefordert, weil sie sich gefürchtet hätten vor solch einer kommenden Wasserkatastrophe. Der sächsische Landtag aber habe dazu die Mittel nicht bewilligen wollen, weil der Bau der Talsperren auf etwa sieben Millionen veranschlagt gewesen sei. Jetzt ist ein Schaden von schätzungsweise 70 Millionen entstanden: also das Zehnfache von dem, was die Talsperren gekostet hätten. Und außerdem sind nahezu 200 Menschen in dem Graus des Unwetters umgekommen.

Der Hinkende möchte nicht die Schuld auf die sächsische Regierung schieben. Denn er möchte keinen Sündenbock machen, der für ein solches großes Unglück verantwortlich sein muß. Solche schweren Unglücksfälle werden immer in der Weltgeschichte und in der Geschichte eines Volkes eintreten, auch wenn man sich noch so klug vorsieht. „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand," hat Schiller in der „Glocke" gesungen — und es muß wohl von Zeit zu Zeit dem Menschenhochmut, der meint, er sei der vollkommene Herr der Natur, ein böser Nasenstüber gegeben werden, damit besagter Menschengeist ein wenig kleinlauter wird und daß das alte Wort des großen Deutschen gilt: „Nicht mit den Göttern messe sich irgendein Mensch!"

Darum will der Hinkende nichts wissen von Sündenböcken, die man vor das Tribunal der Menschheitsgeschichte schleppt, sondern er möchte viel lieber sagen: „Wer von diesem namenlosen Elend hört, der greife tief in seinen Geldbeutel und helfe den armen Menschen im Sachsenland, die ihr Alles verloren haben!" Die Liebe, die Wunden heilt und Verzweifelte tröstet, taugt viel mehr als das neugierige und unnötige Fragen nach dem „Warum" und „Wieso", mit dem sich die oberflächlichen Leute sehr gern ihre Pflicht zum Helfen und Heilen geschwind abkaufen lassen.

„Wer lang fragt, geht lang irr!" sagt unser Volk. „Aber was zur Tat wird, das hat Wert!" Wo sind die barmherzigen Samariter unter uns?

BLB Karlsruhe